

Corvette am Kapitol vorzufahren. So hatte er sich das vorgestellt. Das war einer der Gründe, warum er den Fall übernommen hatte: dieses Bild. «Die Corvette, das bin ich. Sie ist so was wie meine Visitenkarte.»

Die verbliebenen Berater Trumps – an diesem Punkt bereits gegen jede Überraschung gefeit – konnten es kaum fassen. In Trumps Kreisen war fehlendes Gespür für Situationen, gelinde gesagt, ein häufig auftretendes Problem, aber eine Corvette vor dem Kapitol der Vereinigten Staaten, das noch ganz unter dem Schock des gewalttätigen Sturms stand, den man dem Präsidenten zu Füßen gelegt hatte?

Trumps Anwälte – nicht diese Anwälte, sondern Trumps ehemalige Anwälte, von denen einige beim ersten Amtsenthebungsverfahren dabei waren, die jetzt versuchten, bei diesem Impeachment-Schlamassel nicht im Vordergrund zu stehen – wurden ihrerseits vom ehemaligen Präsidenten wegen der neuen Anwälte zusammengestaucht. «Wer sind die? Woher kommen die? Wer hat sie beauftragt? Warum gerate immer ich an die schlechtesten Anwälte?»

Irgendwie, und aus einem für niemanden, außer für Bruce Castor und den Rest der neuen Anwälte, ersichtlichen Grund, war Trumps juristische Bezugsperson Eric Herschmann. Herschmann war ein Jahr zuvor, während des letzten Amtsenthebungsverfahrens, im Trumpuniversum aufgetaucht und trieb sich noch immer im Weißen Haus herum, abwechselnd mit der Aufgabe betraut, den White House Counsel, das Rechtsbüro im Weißen Haus, zu leiten, dann als Wahlkampf- und Politikberater im West Wing – er war einer der vielen, die Schwiegersohn und ranghöchster Berater Jared Kushner als Babysitter für den Präsidenten einsetzte.

Auch Herschmann hing an seinen Autos und parkte seinen Lamborghini unpassenderweise neben den Staatskarossen auf dem Parkplatz des Weißen Hauses. Doch nach dem Sturm auf das Kapitol am 6. Januar und vor dem zweiten Impeachment-Verfahren hatte Herschmann sich schleunigst aus dem Staub gemacht. Tatsächlich waren sämtliche Anwälte, die in Trumps erstes Amtsenthebungsverfahren involviert waren, praktischerweise nicht verfügbar. Dennoch, ähnlich wie

Trumps ehemaliger Anwalt Michael Cohen, der dem Präsidenten bei all seinen Vergehen zur Seite gestanden hatte, die er, Cohen, seitdem widerrufen hat, man verlässt Donald Trump nicht so einfach. Vielleicht weil er einen ständig am Telefon anschnauzt oder einfach nur weil einen das Drama wieder zurückrief, das Drama des außer Kontrolle geratenen Zuges. Sollte man nicht bleiben, um das Ende mitzerleben: das haarsträubendste Fiasko aller Zeiten?

Und tatsächlich waren Schoen und Castor inzwischen wütend auf Herschmann, der sich in Deckung hielt, aber trotzdem noch versuchte, seinen Platz im Trumpuniversum zu halten und alles zu steuern. Na ja, richtiger ist, niemand hat da etwas gesteuert; Herschmann steuerte etwas mehr als sie, weil er öfter mit dem Ex-Präsidenten telefonierte – der war wütend, rasend vor Zorn, nörgelte ununterbrochen herum, unumstößlich in seinen Gewissheiten, so wie immer.

Er erging sich seinem Anwaltsteam gegenüber in endlosen Tiraden, das Verfahren dürfe nicht so über die Bühne gehen – Formsachen, Meinungsfreiheit, Rechtsprechung, dieser ganze Schwachsinn. Er wollte, dass seine Verteidigung darin bestand zu beweisen, dass man ihm seine Wahl gestohlen hatte. Sie *war* gestohlen! Jeder wusste, dass sie gestohlen war. Und dies war die Gelegenheit, den Fall darzulegen! Und wirklich schlug der vormalige Präsident vor, seinen Fall vor dem Senat selbst zu vertreten!

Doch war just dies der Anklagepunkt, bei dem Herschmann und so ziemlich jeder, der mit dem Verfahren zu tun hatte, keinerlei Zweifel hegte, dass der ehemalige Präsident verurteilt werden würde. Einmal mehr versuchten alle, Trump vor sich selbst zu schützen – das war noch nie ein vielversprechendes Unterfangen gewesen.

Es gab akutere Probleme. Das disparate Grüppchen – keiner von ihnen war besonders gesprächig – saß draußen vor dem Hotel in der Kälte fest. Die Trump-Truppe, die verbliebene Gefolgschaft und ein paar übriggebliebene, versuchte, sie alle anzutreiben – und dazu zu bringen, schnellstmöglich die Tippfehler zu korrigieren. Doch nach dem 6. Januar war das Kapitol regelrecht abgeschottet. Es gab neue Straßensperren und

Kontrollposten, die passiert werden mussten. Die Temperaturen lagen ein Grad unter null, es war eiskalt, und sie standen schon seit zwanzig Minuten draußen (mit Ausnahme von Castor, in dessen Mercedes die Heizung lief). Und außer diesem Jemand, der ihnen gesagt hatte, sie müssten warten, schien keiner zu wissen, warum; und Adam war nicht da.

Wer, fragte schließlich jemand, ist Adam?

Adam war der Rechtsreferendar, der den Jeep fahren wollte.

Und warum ist Adam nicht da?

«Er nimmt auf Zoom an einer Prüfung der juristischen Fakultät teil.»

Einer der Trump-Witzbolde bemerkte dazu: «Da haben wir sämtliche Anwälte durchlaufen, und jetzt sind wir bei den Jurastudenten gelandet.»

Schließlich verfrachteten die Trump-Jungs die Leute in zwei Autos, den Jeep und Adam ließen sie zurück.

Im Kapitol zwängten sich zwei Dutzend Leute in Raum S-211, den Lyndon-Baines-Johnson-Raum gegenüber dem Senatsflügel. Es herrschte ein Gedränge aus Trump-Anwälten, Servicemitarbeitern, Mitgliedern der Presseabteilung und Leuten aus dem Büro des Republikanischen Fraktionsvorsitzenden Mitch McConnell: David Popp, der Pressesprecher von McConnell, Stefanie Muchow, seine stellvertretende Stabschefin, und Andrew Ferguson, der Verteidiger vor dem Nebenausschuss, die alle drei eher kleinlaut wirkten in ihrer plötzlichen Rolle als Trumps Händchenhalter und sich ihrer Funktion genauso wenig sicher waren wie alle anderen.

Es war dies das erste persönliche Zusammentreffen von Trumps Verteidigungsteam und der Parteiführung der Republikaner, von der Trumps Schicksal abhing. Zu behaupten, dass auf Seiten der Verteidigung niemand auch nur die leiseste Idee davon hatte, welche Vorgehensweise die jeweils anderen für das vierte Impeachment-Verfahren in der Geschichte, aber eben auch das zweite in dreizehn Monaten, im Sinn hatten, wäre geradezu eine Untertreibung. Auch hier mal wieder die vertraute Trump'sche Verkettung: Jeder hoffte, dass sich irgendein anderer einen Reim auf die Plan- und Ziellosigkeit machen konnte, die

Donald Trump stets begleitete, oder der zumindest den ersten Schritt machte, um es zu versuchen.

Die Leute von McConnell, die ja irgendwie den Anschein würden erwecken müssen, dass es hier eine vernünftige Verteidigungsstrategie gäbe, und die in der Tat über vier Jahre Erfahrung im Umgang mit den fundamentalen Eigenheiten des Weißen Hauses unter Trump verfügten, wirkten dennoch wie aus allen Wolken gefallen und fassungslos: Die Demokraten verfügten über eine neue Mehrheit, eine gerechte Sache, und obendrein hatten sie dieses Amtsenthebungsverfahren eben vor einem Jahr schon einmal geprobt. Das Trump-Team seinerseits, das man, weiß der Himmel wo, aufgetrieben hatte, sah gewiss nicht nach einer Truppe aus, die einen geraden Schuss zustande brachte – eher schienen sie sich gegenseitig abzuschießen.

Bruce Castor, der noch immer versuchte, die Tippfehler zu korrigieren, kümmerte sich auch noch bis ins kleinste Detail um die Sitzordnung der Verteidiger in der Senatskammer, wo jeder für die dort fest installierte Fernsehkamera positioniert werden sollte. Präsenz im Fernsehen war der Lohn.

David Schoen, ein selbständiger Jurist aus Montgomery, Alabama, war von Trump zum leitenden Anwalt bestimmt worden. Doch dann erklärte Bruce Castor dem Team, dass in Wirklichkeit verdammt noch mal *er* der leitende Anwalt sei. Das war, nachdem die erste Riege an Anwälten – eine Gruppe von Typen aus South Carolina, die der Senator ebendieses Bundesstaats, Lindsey Graham, nach einer Golfrunde mit Trump zusammengetrommelt hatte – innerhalb weniger Tage nach ihrer Einsetzung wieder entlassen worden war.

Das versetzte Schoen in mürrisch-explosive Stimmung – eine Art Streik, wie es plötzlich schien, nur einen Tag bevor das Verfahren eröffnet wurde. Und da war sie nun, die Krise, die alles anhalten ließ: Castor hatte für Schoens Sohn im Studentenalter, Simon, keinen Platz vor dem Senat reserviert!

Es war schwer zu verstehen, warum jemand Donald J. Trumps Verteidigung übernahm. Die meisten Anwälte haben – wieder und wieder –

eine solche Gelegenheit gescheut. Hier freilich könnte ein nachvollziehbarer Grund zu finden sein: Schoen wollte seinen Sprössling beeindrucken.

«Wo wird Simon sitzen? Es ist für Simon kein Platz vorgesehen. Mir wurde gesagt, Simon könne mich begleiten.» Schoen war drauf und dran, die Nerven zu verlieren, während McConnells Berater in Schockstarre gerieten.

In dem kalten Dunstkreis Donald Trumps, wo in der Regel nur die Gefühle eines einzigen Mannes zählten, war dies ein bizarrer menschlicher Ausraster, mit dem niemand umzugehen wusste.

«Mir wurde gesagt, ich kann Simon mitnehmen», wiederholte Schoen und verharrte auf seinem Standpunkt.

Im Raum herrschte ein kollektives Oh-Oh, alle versuchten, Blickkontakt zu vermeiden, und schienen bestürzter denn je über die grundlegenden Funktionsweisen, mit denen Donald Trump sich zu verteidigen gedachte, wenn einer seiner führenden Anwälte gleich losheulen würde.

«Sie haben Assistenten. Ich habe niemanden.» Schoen verschränkte die Arme.

«Aber es gibt nur eine beschränkte Anzahl an Plätzen, und er ist nicht direkt in den Fall involviert», versuchte Castor seinen neuen Kollegen zu beschwichtigen.

«Das ist nicht der Punkt. Das ist nicht der Punkt!», erwiderte Schoen mit brechender Stimme. «Mir wurde gesagt, ich kann ihn dabei haben. Ich will, dass er dabei ist», sagte der empörte Vater – die bedeutendere Rolle als die des Präsidentenverteidigers.

«Dad, Dad, ist schon okay», sagte der Sohn schließlich, im letzten Moment, bevor das Impeachment-Verfahren gegen Donald Trump aussah, als würde es in völliger Absurdität, Unzulänglichkeit und Tränen versinken, und sich alle in Raum S-211 fragten – wie übrigens jeder, der sich im Trumpuniversum wiederfand –, an was für einen irrsinnigen Ort es sie verschlagen hatte.